

## WIDERSTREITENDE HISTORIOGRAPHIEN

Das Herder-Institut, 1950 in Marburg an der Lahn gegründet, beging vom 27. bis 30. April 2000 sein 50jähriges Jubiläum mit einer internationalen Konferenz über „Widerstreibende Historiographien: Ostmitteleuropas Konfliktgeschichte und die Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert“. Mit der von Eduard Mühle (Marburg) und Frank Hadler (Leipzig) entwickelten Tagungskonzeption, die geographisch Deutschland und Ostmitteleuropa vom Baltikum über Polen, die böhmischen Länder und die Slowakei bis Ungarn in den Blick nahm, wurden gleich mehrere Themenkomplexe angesprochen. Im Kern ging es dabei um das Verhältnis von Wissenschaft und Herrschaft, allgemeiner zu Politik bzw. gesellschaftlichen Gruppen und Gruppenbildungen. Zur Sprache kamen dabei zum einen die politische, nationale oder ideologische Lenkung, Einflußnahme und Instrumentalisierung von Wissenschaft sowie deren von politischen Rahmenbedingungen bestimmte finanzielle Förderung und Institutionalisierung. Komplementär dazu wurde danach gefragt, welchen Beitrag Wissenschaftler zu Nationsbildungsprozessen, zur Entwicklung politischer Programme und vor allem zum Aufbau und Fortbestand undemokratischer Systeme oder zu einer verbrecherischen Politik, wie sie insbesondere der deutsche Nationalsozialismus gegenüber den Ländern, Bewohnern und Kulturen Ostmitteleuropas praktizierte, leisteten. Darüber hinaus wurde die Verantwortung der Forschenden für politisch relevante Geschichtsbilder und das Phänomen des Berufswechsels vom Historiker zum Politiker angesprochen. Ein weiterer Diskussionspunkt war die häufig fälschlich als Gegensatzpaar verstandene Beziehung von wissenschaftlichem Erkenntnisfortschritt und Professionalität einerseits und einer wie auch immer gearteten Politisierung von Forschung und „Täterschaft“ von Historikern andererseits. Der Modebegriff der Konfliktgeschichte zielte im Rahmen der Tagung in erster Linie auf die Frage, ob Historiographien oder einzelne Wissenschaftler mit ihrer Arbeit nationale, politische und ideologische Auseinandersetzungen angeheizt hätten oder im Gegenteil um eine Entschärfung bemüht gewesen seien. Die Formulierung führte aber auch zu Überlegungen, ob sich in historiographischen Auseinandersetzungen nationale Polarisierungen spiegelten oder ob jene von Historikern überhaupt erst „herbeigeschrieben“ wurden, dann von Politik und Gesellschaft als vorhanden wahrgenommen wurden und in der Folge zu realen Differenzen führten.

Thematisiert wurden unter diesen Aspekten nicht allein die deutsche „Ostforschung“ und Traditionen der nur partiell wissenschaftlich orientierten Deutschtumskunde, sondern allgemein die vom Nationalismus getriebene historische Volkstumforschung bei verschiedenen Völkern Ostmitteleuropas. Darüber hinaus ging es auch um die deutsche Ostmittel- und Osteuropaforschung und generell um die sich ideologisch und national abgrenzenden und nicht selten gar befeindenden Historiographien im Zeitalter totalitärer Systeme.

Nach einführenden Referaten der Organisatoren zur Thematik und Forschungslage wurde aus der Perspektive verschiedener historiographischer Zugänge ein Katalog von möglichen Fragestellungen formuliert. Der Osteuropahistoriker Gottfried Schramm (Freiburg) sah eine Aufgabe und Chance der deutschen Ostmittel-

europaforschung darin, Themen grenzüberschreitend, übernational und vergleichend zu bearbeiten, um die weiter dominierenden nationalen Sichtweisen im östlichen Europa zu überwinden. Christoph Klessmann (Potsdam) betonte als Zeit-historiker die Multilateralität der nationalen und regionalen Beziehungsgeschichten und forderte eine gründlichere Aufarbeitung der Kontinuitäten in der Osteuropa- und Ostforschung. In der Erforschung der einzelnen nationalen Historiographien sah der Historiographiehistoriker Bernd Faulenbach (Bochum) den Schlüssel zum Verständnis der realgeschichtlichen Entwicklung der Region Ostmitteleuropa, die insbesondere durch das Konstruieren von Nationen und später den Primat der marxistischen Wissenschaft räumlich definierbar sei.

Daran schloß ein Block mit Beiträgen über das wissenschaftliche Institutionen-geflecht an. Jörg Hackmann (Greifswald) untersuchte aufgrund neuer Quellen-studien die materielle, personelle und politische Situation der polnischen West-forschung und Eduard Mühle die organisationsgeschichtlichen Traditionen der deutschen Ostmitteleuropageschichte im breiteren Rahmen zwischen 1920 und 1960. Die Kommentare von Markus Krzoska (Mainz) und Jan Piskorski (Szczecin/Stettin, Poznań/Posen) hoben dabei die methodischen und argumentativen Gemein-samkeiten sowie Unterschiede in Funktion und Zielsetzung dieser beiden poli-tisierten nationalen Forschungstraditionen heraus. Leo Dribins (Riga) skizzierte die Entwicklung der lettischen Nationalhistoriographie in der Zwischenkriegszeit und Rainer Lindner (Konstanz) die Geschichtswissenschaft im stalinistischen Weiß-rußland.

Die zweite Sektion der Tagung ging auf die historiographische Entwicklung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in verschiedenen ostmitteleuropäischen Ländern anhand von thematischen Beispielen aus den großen Zeitepochen vom Mittelalter bis in die neueste Zeit ein. Alvydas Nikžentaitis (Klaipėda, Vilnius) verglich die Dar-stellung von Kulturtransfer und kultureller Überlegenheit in der deutschen Ost-forschung, in der polnischen West- sowie Ostforschung und in der litauischen Geschichtswissenschaft am Beispiel des Deutschen Ordens. Christian Lübke (Greifswald) unterstrich in seinem Kommentar, daß die Bewertung von kultureller Überlegenheit und kulturellem Sog, von Unterdrückung und Modernisierung durch außerwissenschaftliche, „völkische“ Zielsetzungen bestimmt worden sei. Jaroslav Pánek (Prag) beschrieb die politischen Bezüge tschechischer Wissenschaftler bei der Beurteilung der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft seit dem 19. Jahrhundert. Ob-wohl der Absolutismus eine Modernisierung dargestellt habe, sei er wegen seiner anationalen Position gegenüber dem kaum mehr lebensfähigen Ständesystem ne-gativ bewertet worden. Joachim Bahlcke (Leipzig) betonte in seinem Kommentar die nach 1918 gewachsene Relevanz der Ständeforschung in allen habsburgischen Nachfolgestaaten für die Stärkung demokratisch-parlamentarischer Positionen und einer antimonarchischen Landesidentität. Zoltan Szász (Budapest) zeigte, daß un-garische Historiker – im Gegensatz zu Vertretern anderer Fächer wie etwa der Volkskunde – nicht selbst an dem politischen Kampf gegen die Grenzziehungen von Trianon teilnahmen, sondern daß sie durch Forschungen und Publikationen zur Nationalitätensituation vor 1918 und zur Kriegsschuldfrage das System der Pariser Friedensverträge angriffen. Peter Haslinger (Freiburg) unterstrich, daß der Anteil

von Historikern bei Grenzfestlegungen bis heute generell gering sei und daß auch ihre Bedeutung für historische und politische Geschichtsbilder im Vergleich mit den „Laienhistorikern“ nicht überschätzt werden dürfe. Entscheidend sei jedoch, daß Historiker seit dem 19. Jahrhundert Konflikte territorialisiert und den Fortbestand von Mythen durch unterlassene wissenschaftliche Forschung gesichert hätten. In der Diskussion wurden die gegensätzlichen Tendenzen von personeller und institutioneller Ausweitung, von Entprofessionalisierung und Verwissenschaftlichung der Volkstumsforschung in verschiedenen national-politischen Kulturen und ideologischen Systemen erörtert.

Der Rolle einzelner Personen, Schulen und Netzwerke galt der dritte Teil der Veranstaltung. Dan Diner (Leipzig, Tel Aviv) stellte die Entstehungsunterschiede der säkularisierten und der religiös zionistischen Nationalwissenschaft vom Judentum im deutschen und im ostmitteleuropäischen Raum vor. Simon Dubnow stand im 19. Jahrhundert mit dem Versuch relativ allein, durch seine jüdische Nationalgeschichte die nationale und demokratische Selbstfindung des Judentums in Rußland zu fördern, wie Anke Hilbrenner (Bonn) zeigte. Für die Zeit von 1918 bis in die siebziger Jahre skizzierten Holger Fischer (Hamburg) die Entwicklung der ungarischen Ostmitteleuropahistoriographie und Dušan Kováč (Bratislava) die Schwerpunkte und Probleme der slowakischen „Ostforschung“. Die gemeinsame „Mission“ und generationsbedingte thematische Unterschiede in der polnischen Exilhistoriographie, insbesondere in den USA, stellte Piotr Wandycz (Yale) vor. Für den Teil der tschechischen Historiographie, der sich von 1969 bis 1989 im Dissens befand, konstatierte Jan Křen (Prag) eine mehrfache Isolation. Ohne Zugang zu Archiven, anderen Quellenbeständen und nur zum Teil zu Bibliotheken seien nur etwa 20 der 400 aus dem Berufsfeld ausgeschlossenen Historiker weiterhin fachlich tätig geblieben. Sie hatten keinen Kontakt zum Ausland und waren sowohl von der professionellen Historikergemeinde wie von der allgemeinen Leserschaft getrennt. Daraus habe eine starke Selbstbezogenheit resultiert, die sich in einer thematischen Konzentration auf die tschechoslowakische Entwicklung des 20. Jahrhunderts niedergeschlagen habe und methodologisch nicht zu Neuerungen fähig war.

Abschließend betonte Eduard Mühle in seiner Zusammenfassung die Notwendigkeit von komparativen und beziehungsgeschichtlichen Forschungen zu historiographischen Entwicklungen in Ostmittel- und Mitteleuropa. In die Schlußdiskussion führten zudem drei Kommentare ein: Norman Naimark (Stanford) problematisierte den Aufstieg der Ostmitteleuropaforschung in den USA im Rahmen des Kalten Krieges. Erich Volkmann (Potsdam) legte die Traditionen der Ostforschung dar, die als eine seit den zwanziger Jahren volkstumszentrierte, politisierte Wissenschaft eher nationalkonservativ als nationalsozialistisch orientiert gewesen sei und nach 1945 von der staatlichen Förderung im Rahmen der bundesdeutschen Integrationspolitik und vom Ost-West-Gegensatz profitiert habe. Witold Matwiejczyk (Lublin) sah hingegen in der deutschen Ostforschung eine entwurzelte Heimatgeschichtsschreibung, deren Stellung zwischen der deutschen Osteuropaforschung und den politischen Organisationen der Vertriebenen erst noch zu erforschen sei. Diskussionsbeiträge machten deutlich, daß die Geschichtswissenschaft zu diametral entgegengesetzten Wertungen kommen könnte, wenn sie führende Wissen-

schaftler einerseits unter dem Gesichtspunkt der fachwissenschaftlichen Leistung oder andererseits der politischen Wirkung und Bedeutung betrachtet.

Jürgen Kocka (Berlin) griff in seinem Festvortrag „Das östliche Mitteleuropa als Herausforderung für eine vergleichende europäische Geschichte“ zur Jubiläumsveranstaltung der Herder-Instituts am 30. April zahlreiche Grundfragen der Tagung nochmals auf. Gerade die besonderen Strukturen Ostmitteleuropas verlangten, so Kocka, neue interdisziplinäre Ansätze und mehrseitig vergleichende Arbeiten, die im gesamteuropäischen Rahmen erfolgen sollten. Die ostmitteleuropäischen Historiographien seien in besonderem Maße gefordert, Theorien und Methoden zu entwickeln, um die vergleichende Geschichte und die Beziehungsgeschichte miteinander zu verknüpfen.

München

Robert Luft